

2018, irgendwann im Frühjahr Bei Tochter und Schwiegersohn

„Echt jetzt?“.

Meine Tochter sah mich mit aufgerissenen Augen ungläubig an. Unwillkürlich hatte sie ihren Kopf etwas vorgeschoben, und ihr Mund war leicht geöffnet.

„Ihr wollt wirklich mit euren Motorrädern nach Irland?“.

Ihre Augenbrauen schoben sich zusammen, ihr Mund klappte zu, und ihre Lippen wurden zu einem schmalen Strich. Au weia - das kenn ich. Wenn sie mich so anschaut bedeutet das meistens: Jetzt wird's ernst.

Sie lehnte sich etwas zurück, und begann mit den Fingern auf der Tischplatte zu trommeln. Kopfschüttelnd sah sie mich an - grad so als würde sie denken: Dieser bekloppte Alte! Wann wird der denn endlich mal erwachsen! Hört das denn nie auf!?!

„Das kann doch nicht dein Ernst sein! Du mit deinen beiden Bandscheibenvorfällen und dem Blechknie! Und was ist mit der Arthrose im anderen Knie? Und deinem Blutdruck?“.

Sie schnaubte durch die Nase, und verdrehte die Augen.

„Wie weit ist das denn überhaupt?“.

Ich zuckte die Schultern.

„Keine Ahnung - muss ich erst mal googeln. Aber ganz schön weit schon, glaub ich“.

Bei dem Gedanken daran wurde mir schon ein bisschen mulmig: Ich hatte bisher nur mal flüchtig auf eine alte Landkarte geschaut, und die Spanne zwischen Zeigefinger und Daumen mit dem Maßstab verglichen. Das waren bestimmt 1.900 bis 2.000 Kilometer oder so, mindestens.

Einmal quer durch den Westen Europas.

Wir würden uns die ganze Zeit im Sattel unserer Moppeds die Hintern platt sitzen, bei der für eine Fahrt durch England und Irland nicht so ganz ausgeschlossenen Aussicht auf viel Regen, Wind, Nebel und Kälte.

Wahrscheinlich würden wir frieren, klatschnass werden, uns im Linksverkehr verfahren, fragwürdiges Essen bekommen und miserablen Kaffee trinken - und uns schließlich irgendwann selbst im Hals stehen. Und das in unserem Alter! Andere Rentner sitzen während der Urlaubsreise bequem im Sessel eines Fliegers, lassen sich vom freundlichen Flugbegleiter Tomatensaft und Prosecco servieren, und freuen sich auf die All-Inclusive-Verpflegung, in einem ruhigen, sonnigen Ferien-Ressort, jenseits irgendwelcher Probleme. Und was den Zustand meines Rückens und mein künstliches Knie betraf, hatte sie ja nicht ganz Unrecht. Von meinem zu hohen Blutdruck mal ganz zu schweigen.

„Da habt's euch aber was vorgenommen, Respekt“, meinte Schwiegersohn in Spe. Er fährt einen Chopper, und kann sich so ungefähr ausmalen, was unser Vorhaben bedeutet: Mit dem Motorrad in den äußersten Südwesten Irlands.

Und das Alles mit meinem alten Schätzchen.

Nein, damit meine ich natürlich *nicht* meine wunderbare Frau, mit der ich diese für unser Alter möglicherweise etwas - nun ja, nennen wir es mal ungewöhnliche Idee entwickelt hatte. Aber, vielleicht erzähl ich doch erst mal von Anfang an, wie es überhaupt dazu kam.

~

Der Ursprung von allem war das Geschenk einer Freundin zu Helgas sechzigstem Geburtstag: Jaqueline und ihr Mann Michael haben in Irland, genauer in Fahan, auf der im Südwesten gelegenen Halbinsel Dingle, ein Ferienhaus; und das Geschenk war ein Urlaub dort.

Eigentlich sollte es mit dem Flieger dorthin gehen; aber damals bekam Helga in der Firma keinen Urlaub, dann kam eine längere Krankheit dazwischen - wie so oft im Leben war immer was, und die Zeit verging und verstrich. Bis - ja: Bis wir uns zwei Jahre später kennenlernten!

Wir beide sind leidenschaftliche Motorradfahrer. Oder, wie es nicht nur in meiner Heimat dem Ruhrgebiet heißt: Wir sind Moppedfahrer. Auf einem Motorrad unterwegs zu sein ist für uns das Lebensgefühl, ohne das wir nicht auskommen. Bei Helga fing es damit 2001 an, noch in ihrer schwäbischen Heimat. Eigentlich kam sie dazu wie die Jungfrau zum Kind: Die kleine Yamaha Virago 125 war in ihrer Fa-

milie sozusagen über, nachdem sie gegen was Stärkeres eingetauscht worden war. Also die Yamaha, nicht Helga.

Irgendwann stand die Frage im Raum, ob sie es denn nicht auch mal versuchen wolle, das Motorradfahren - schließlich schließt der Pkw-Führerschein, wenn er vor dem 1.4.1980 ausgestellt worden ist, Motorräder bis 125 cm³ mit ein. Bisher war sie nur ab und an ein kurzes Stück mitgefahren; selbst aber noch nie. Wer Helga kennt weiß, dass sie sich nicht zweimal bitten lässt, etwas Neues zu versuchen. Also: Ein paar erste Fahrversuche auf dem Parkplatz von Möbel Mahler, ein wenig Anfahren und Anhalten geübt, die Knöpfe und Hebel der Maschine einstudiert und dann: Raus auf die Straßen der schwäbischen Alb!

Schneller noch als ihre Familie „Wann gibt's eigentlich mol widdr Schpätzle mit Röschtzwiebeln?“ sagen konnte war sie auf und davon - und genoss das Gefühl, selbst mit zwei motorisierten Rädern auf der Straße unterwegs zu sein total.

Ab jetzt unternahm sie mit dem Bike immer öfter ihre „kleinen Fluchten“ aus dem Alltag. Und war bald gründlichst vom Biker-Virus infiziert.

Ein hinterhältiges Ding, dieses Virus: Hat es sich erst mal eingenistet, dann wird man es nicht mehr los. Die Symptome einer Infektion sind meistens eindeutig: Ein plötzlich erwachender und unbezähmbarer Drang nach Freiheit, Abenteuer und frischer Luft, schubweise auftretende Freude an dem Geruch von Benzin, Gummi und Öl, und schließlich die Lust daran, sich in merkwürdige Kleidungsstücke und Kopfbedeckungen zu zwängen. Und das alles verbunden mit der tiefen Erkenntnis, dass das bisherige Dasein in Blechdosen namens Auto nur eine sinnlose Vergeudung von Lebenszeit war.

Mich hatte es das erste Mal 1969 erwischt, mit zwölf: Als ich in den Sommerferien mit meinen Eltern zum ersten Mal in Spanien war; in Sitges, an der Costa del Garraf in Katalonien. Bisher kannte ich nur Familie, Schule, Schwimmverein, Konfirmandenunterricht und sonntägliche Langeweile; und Urlaub bestenfalls in Holland bei Frau Antje, oder auf Baltrum, in der Pension Stranddüne. Mit Frühstück und Strandkorb in den Dünen inklusive.

Hier, in Spanien, war alles anders: An der Rambla, der Strandpromenade, standen Palmen, hinter einer niedrigen Mauer war der Strand voller braun gebrannter Menschen, bunten Handtüchern und Sonnenschirmen. Und dahinter: Das Meer - so blau, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte.

In den kleinen Straßen des Ortes war Sonne und mediterrane Stimmung, fremde Gerüche und neue Geräusche, bunte Farben, Lachen, Leichtigkeit.

Damals gab es da ein paar Hippies. Von denen hatte ich wohl schon mal was gehört, aber bei uns im Bergischen Land noch nie welche gesehen. Sie verkauften am Strand selbstgemachten Schmuck und machten Musik, in der kleinen Stadt liefen die Kerle in ausgefransten Jeans-Shorts und die Frauen in weiten, indisch anmutenden Kleidern herum, trugen bunte Kopftücher und breitrempige Lederhüte. Abends, wenn wir, auf dem Rückweg vom Abendessen, am Strand entlang zurück zum Hotel gingen, sahen wir sie wieder: Sie saßen rund um ein Lagerfeuer, hatten Westen und Jacken mit langen Fransen an den Ärmeln an, lachten, sangen, trommelten auf Bongos, spielten Gitarre, und tranken Wein aus Flaschen. Ich war baff: Das hier war aber mal wirklich was ganz Anderes als das piefige, provinzielle Wuppertal, wie völlig anders und frei das war. Dass es so was überhaupt gab!

Was mich aber noch viel mehr faszinierte war das blecherne Knattern aus dem Hinterhof einer Villa am Strand, in den man vom Balkon unseres Hotelzimmers hinuntersehen konnte: Jeden Morgen trat dort ein junger Spanier seine rot-silberne Bultaco Matador (ein spanisches Gelände-Motorrad) mit zwei-drei Tritten an. Dann setzte er seine verspiegelte Sonnenbrille auf, und knallte den ersten Gang rein. Ein paar schnelle Drehs am Gasgriff ließen den 250er Zweitaktmotor aufbellen, und mit aufsteigendem Vorderrad fuhr er los. Blieb in der Einfahrt kurz stehen, noch mal ein paar Gasstöße - RAM! RAM! RAM! - und bog dann auf die Rambla ein. Und raste, nur in T-Shirt, Jeans und ohne Helm, mit den im Fahrtwind wehenden, damals üblichen langen Haaren, davon. Ich war hin und weg: Wow - und so was gab es auch? Nicht nur die ollen Kerle mit ihren schwarzen 500er BMWs, in dicken, schwarzen, steifen Lederkombis und mit ihren weißen Halbschalenhelmen, die ab und zu bei meiner Tante an die Tankstelle kamen? Ja: So was gab es tatsächlich auch!

Später im Jahr, kurz vor Weihnachten, hatte „Easy Rider“ gerade den Weg in das Kino neben unserem Gymnasium gefunden.

Gehört hatten wir von dem Film schon mal: Die Jungs aus den höheren Klassen hatten davon erzählt, während sie in den großen Pausen, in einer nur schwer einsehbaren Ecke des Schulhofs, heimlich rauchten - die Kippe in der hohlen Hand versteckt, und den Rauch hastig nach unten ausblasend; in der Hoffnung, dass kein Pauker was davon mitbekam. Sie erzählten von der Fahrt der beiden Protagonisten Wyatt und Billy durch Amerika, ihrem Zusammentreffen mit Hippies und Mädchen, mit Spießern in den Provinzdörfern und den Rednecks in den Südstaaten. Von einem LSD-Trip auf einem Friedhof in New Orleans, und der Musik von den Byrds, Steppenwolf, The Band, Roger McQuinn und Jimi Hendrix, zu den Bildern von Weite und Freiheit. Uns Sextanern standen Augen und Münder auf, während wir uns um sie herumdrückten; und auch so sein wollten.

Tagelang stand ich jetzt jeden Morgen vor Schulbeginn im Wuppertaler Winterschmuddelwetter vor den Schaukästen des Kinos, und bestaunte die Fotos aus dem Film. Solche Motorräder hatte ich noch nie gesehen: Die beiden Chopper, mit ewig langen Gabeln, dicken, chromglänzenden Harley-Motoren und Rückenlehne: Das „Captain Amerika“-Bike, mit dem im Stars and Stripes-Muster lackiertem Tank und verchromtem Rahmen, und das psychedelisch in rot und gelb lackierte „Billy-Bike“. Darauf zwei Typen mit Sonnenbrillen, in Lederjacken und ohne Helm, die mich an die Hippies in Spanien erinnerten. Nebeneinander fahrend, aufrecht und irgendwie Gelassenheit ausstrahlend, vor der Kulisse der weiten, sonne-durchglühten amerikanischen Landschaften. Nicht zu fassen, was es alles gibt, dachte ich damals. Und: Das - genau DAS wollte ich auch!

Hinein durften wir nicht, der Film war erst ab sechzehn. Aber obwohl ich noch nie auf einem Motorrad gesessen hatte - nur mal auf dem Lambretta-Roller von meinem Vater, aber das galt nicht, das war ja nun wirklich was anderes - begann sich das Biker-Virus langsam in mir einzunisten.

Ich fing an von Abenteuern und Freiheit auf zwei Rädern zu träumen, sah mich wie Dennis Hopper in der Fransenlederjacke und einem Westernhut auf dem Kopf durch die Pyrenäen ins sonnige Spanien meines Sommerurlaubs fahren; vorbei an den großen, schwarzen Stieren der *Osborne*-Reklame, die ich bei der Fahrt nach Sitges aus dem Auto meiner Eltern gesehen hatte. Dummerweise träumte ich in der Schule davon weiter, was der Verbesserung meiner Fünfen in Mathe und in Deutsch nicht sonderlich dienlich war.

Aber, ganz so schlecht waren meine Noten in den folgenden Jahren dann doch nicht. Denn 1972, zum fünfzehnten Geburtstag, bekam ich zur Anerkennung für die doch noch gerade so eben gelungene Versetzung von Erbtante Emmi ein Mofa, eine Mars 25. Und damit bekam das noch in mir ruhende Virus reichlich Futter: Jede freie Minute war ich jetzt damit unterwegs. Schraubte daran herum, um es schneller zu bekommen - und vor allem lauter. Dann kam mit 16, vom ersten selbstverdienten und gesparten Geld, eine Fuffziger, ein Kleinkraftrad - fast schon ein Motorrad: Eine sonnengelbe Puch M 50 Jet, mit sagenhaften 6,3 PS! Die Drei hinter dem Komma war damals wichtig, in der Clique: Die anderen, mit ihren Herkules, Kreidler und Zündapps, hatten nämlich nur 6,25...

Und dann, gleich nach dem Bund, mit Anfang Zwanzig und wieder etwas Geld in der Tasche, kam endlich das erste richtige Motorrad: Eine Suzu.....

„**Mensch!**“, sagt Helga mit Nachdruck - sie schaut mir beim Schreiben hin und wieder über die Schulter. Als ich mich zu ihr umdrehe sehe ich, wie sie verständnislos den Kopf schüttelt. „**Du fängst schon wieder an zu schwafeln! Will doch keiner wissen, das alte Zeugs! Du sollst von unserer Reise erzählen!**“.

Ja, schon gut - sie hat wie so oft wieder mal völlig Recht! Wer will das auch schon lesen, alte Männer und ihre verklärten Erinnerungen an die Jugend. Jedenfalls: Die Infektion wurde chronisch; und bis heute hab ich kein Gegenmittel gefunden. Und Helga? Weiß auch keins. So ein Glück!

Wo war ich? Ach ja: Wir sind Moppedfahrer. Biker, oder wie auch immer ihr zwei Menschen nennen wollt, denen die Freiheit, die Landstraßen dieser Welt auf einem Motorrad zu erkunden, sehr sehr viel bedeutet. Bei uns sieht Motorradfahren folgendermaßen aus: Wir lassen die Armbanduhr zu Hause, überlegen kurz, in welche Richtung es denn heut gehen soll, lassen die Motoren an und fahren los - ohne Zeitdruck, ohne irgendwo Ankommen zu müssen. Und dann: Sehen, riechen, schmecken, fühlen.

Die Elemente hautnah erleben. Eindrücke von den sich verändernden Landschaften aufsaugen, Menschen treffen. Und dabei immer wieder Neues und Anderes kennenlernen.

Egal wie abgedroschen und vielleicht kitschig es sich für manchen anhört: Ich hab dabei eigentlich fast jedes Mal den alten Song von Willie Nelson im Ohr: „*On the road again, goin' places that I've never been. Seein' things that I may never see again...*“, singt er. Wieder auf der Straße sein, zu Orten fahren wo man noch nicht war. Dinge sehen, die man vielleicht nie mehr sieht. Und: Dass er es gar nicht abwarten kann wieder auf der Straße zu sein.

Ja - genau so geht's mir auch: „*And I can't wait to get on the road again!*“

Dieses sich immer wieder aufs neue einstellende, wunderbare Gefühl von Freiheit erleben, das in unserer heutigen Zeit voller Hektik und Veränderung, Rationalität und Verpflichtung so selten geworden ist: Nichts zu erwarten, nur eine ungefähre Richtung einschlagen - und *es*, das Leben, einfach geschehen lassen. Und sich dabei vielleicht so ein bisschen wie Wyatt und Billy auf ihren Choppern fühlen, die Rollen von Peter Fonda und Dennis Hopper in „*Easy Rider*“.

Nur dass uns hoffentlich zum Schluss, wie es den beiden am Ende des Films ergangen ist, kein Redneck vom Bike schießt!

Seit drei Jahren machten wir das nun gemeinsam: Helga mit ihrer 125er, ich mit meiner Yamaha XJ 750 von 1983, die nun auch schon etwa 130.000 Km in ihren 35 Jahren angesammelt hat; genau weiß ich es nicht, weil der Kilometerzähler bei 98.763 stehen geblieben ist. Vielleicht sind es ja auch schon 140.000. Egal.

Wir hatten größere oder kleinere Touren und auch schon zwei Reisen in Deutschland so gemacht: Immer auf der Landstraße. Und wenn ich auch das eine oder andere Mal doch ein gaaanz klein wenig ungeduldig wurde auf meine Süße zu warten - wenn sie mit ihrem kleinen Motor und 11 PS wieder mal hinter einem LKW hing und nicht mal so eben überholen konnte wie ich, mit einem kurzen Dreh am Gasgriff dran vorbei; oder wenn sie in den Bergen wie wild im Getriebe herumrühren musste, um überhaupt vorwärts zu kommen: Eigentlich war die Langsamkeit für mich so okay.

Bin ja überhaupt ein sehr geduldiger und ausgeglichener Mensch.

„**Ach, ja?**“. Helga sitzt im Sessel und strickt, während ich ihr vorlese, an den Socken für Tom, einem unserer Enkelkinder. Sie schaut mich über den Rand ihrer Brille an.

„**Das ist ja mal ganz was Neues!**“.

„Wieso denn? Ich bin schließlich einer der geduldigsten Menschen, die ich kenne!“.

Dann war da noch etwas, das uns verband: Schon lange bevor wir uns über den Weg liefen, hatte jeder für sich einen Traum - mit dem Mopped mal eine längere Reise zu machen. Aber nicht einfach irgendwo hin fahren, da dann bleiben und wieder zurück, nein: das Motorradfahren selbst als Erlebnis. Eben „*On the road again*“ sein!

Nur, allein macht das eben doch weniger Spaß; und wenn da niemand ist, mit dem man auf einer Wellenlänge sendet und empfängt, keiner da, der so was mitmacht - dann verschiebt man es halt. Wie man überhaupt im Leben viel zu oft viel zu Vieles, das man gerne machen möchte - und das *eigentlich* sofort getan werden müsste - auf später, auf irgendwann verschiebt. So geht's halt im Leben: Immer wieder diese *Eigentlichs*. Aber jetzt: Hatten wir ja uns!

Irgendwann kam bei uns der Gedanke auf, es wäre doch toll, wenn wir ihre noch immer ausstehende Reise gemeinsam und auf dem Motorrad machen würden. Auf meinem natürlich, denn wenn sich die An- und Abfahrt nach Dingle und zurück nicht endlos hinziehen sollten, würden wir wohl oder übel viele Kilometer über die Autobahn fahren müssen; und das wäre mit ihrer kleinen Maschine Stress pur. Und so viel Urlaub, dass wir wie gewohnt nur die Landstraße nehmen konnten, würden wir auch nicht so einfach bekommen. Aber, so richtig gefiel ihr der Gedanke daran nicht: Sie liebt es halt selbst zu fahren. Dann, es war letztes Jahr Ende Oktober, rief sie mich Montag Mittag überraschend an: Ob ich sie beim TÜV in Traunreut abholen könne.

„Wieso in Traunreut? Ich denk du bist auf der Insel?“ - denn eigentlich sollte sie um diese Uhrzeit auf der Fraueninsel sein, um die Seniorin einer dortigen Fischerfamilie zu betreuen. Der Sohn ihres Chefs habe sie mitgenommen, weil er da was erledigen musste, wischt sie meine Frage beiseite; und überhaupt solle ich sofort kommen, innerhalb der nächsten Viertelstunde, es sei dringend. Bitte.

Als ich zehn Minuten später dort ankomme wirft sie sich aufgeregt auf den Beifahrersitz, packt mich am Arm und sagt: „Du liebst mich doch? Oder? ODER? Versprichst Du mir nicht böse zu sein?“. Häh?

„Versprich mir nicht böse zu sein! Bitte!“

Okay, bin ich ihr also nicht böse. Geht ja auch gar nicht, so wunderbar lebhaft und quirlich, mit vor Aufregung roten Wangen und schön, wie sie da so sitzt, und mich mit großen Augen ansieht. Sie platzt geradezu vor Begierde, mir was ganz Wichtiges zu sagen.

„Was hast Du denn so Furchtbares gemacht?“

Kurzes Funkeln in ihren Augen, und dann: **„Ich hab heimlich den Führerschein fürs Motorrad gemacht!“**.

„.....?!?!“. Ungläubiges Staunen. Unmöglich, diese Frau. Un....d fabelhaft.

Ja, und so kam es, dass wir in diesem Frühjahr für Helga eine schöne 750er Honda Spirit erstanden, die wir auf den Namen „Eagle“ - Adler taufte; und mit der sie jetzt aber so was von locker mit meinem alten Schätzchen namens „Moodchanger“ mithalten kann; und somit der Irlandreise nichts mehr im Wege stand.

Außer vielleicht der Zustand meiner doch schon nicht mehr so ganz taufischen Gesundheit.

~

Meine Tochter schüttelte besorgt den Kopf.

„Also weißt du, Papa, manchmal denk ich wirklich, du wirst nie vernünftig“.

Sie sah Schwiegersohn an, aber der lächelte nur. Dann stand er auf, und während er die Espressomaschine bediente, um uns einen frischen Kaffee zu machen, schaute sie nachdenklich aus dem Fenster, hinaus in den seit ein paar Stunden stetig strömenden Regen, der den Blick auf die Weide vor dem Haus verhinderte. Irgendwo hatte sie ja Recht - vielleicht war es doch eine Schnapsidee. Vorsichtshalber sagte ich erst mal nichts, und wartete. Nach einer Weile glättet sich ihre Stirn etwas, und die steile Falte zwischen den Augenbrauen, die sie immer hat, wenn sie etwas beschäftigt oder aufregt, verschwand allmählich.

Dann, als unsere Tassen mit frischem Milchkaffee wieder dampfend vor uns standen, sah sie mich an.

„Aber eigentlich - ist das ja auch wieder klasse“.

„Was?“.

Sie lächelte.

„Das du einfach nicht erwachsen wirst!“.

